

Christina Engelmann und Lisa Yashodhara Haller (Hg.)

Materialistischer Feminismus. Gegenwartsanalysen zu Geschlecht im Kapitalismus

CARI MAIER, ANNA STEENBLOCK

Politische Kämpfe tragen das Potenzial einer Überschreitung des Bestehenden in sich. *Christina Engelmann* und *Lisa Yashodhara Haller* folgen in ihrem Sammelband der Devise, diese politischen Kämpfe als Ausgangspunkt der materialistisch-feministischen Perspektive zu setzen. Der Band baut auf der Veranstaltungsreihe „Zur Aktualität materialistischer Feminismen“ auf, die im Jahr 2022 in Frankfurt am Main stattfand und wurde in Zusammenarbeit mit dem Forum kritischer Wissenschaft (FkW) entwickelt. Die Herausgeberinnen legen in dem in vier Teile gegliederten Band den Schwerpunkt auf die Tradition sozialistischer Feminismen, der in feministischer Theorie und Geschichte wenig Beachtung geschenkt wird. Durch die Ausblendung ihrer Errungenschaften (z. B. die Legalisierung von Abtreibung in der Sowjetunion) bleibt das Potenzial sozialistischer Kämpfe bis dato unausgeschöpft. In der von den Herausgeberinnen gemeinsam mit *Franziska Haug* und *Max Janse* verfassten Einleitung verdeutlicht sich der von Kollektivität und Vielstimmigkeit geprägte Zugang zum Band – ein für uns wichtiger Ausdruck eines feministischen Wissenschaftsverständnisses. Die äußerst lesenswerte Einleitung zeigt die Variation materialistischer Feminismen aus der Geschichte der sozialen, feministischen Bewegungen heraus und lässt Platz für sich gegenseitig kritisierende Positionen. Dem folgt die programmatische Entscheidung der Herausgeberinnen, den ersten Teil den „Grundzüge(n) eines Materialistischen Feminismus: Alexandra Kollontai und Clara Zetkin“ zu widmen: In den Texten von *Kirsten Ghodsee* und *Franziska Haug* werden biografische Notizen aus Kollontais politischem Leben an ihr theoretisches Werk gebunden. Soziale Kämpfe sowie deren Verhältnis zur Institutionalisierung werden darin als Teil dieser Programmatik deutlich. An *Lou Zuckers* Text zu Clara Zetkin wird die Aktualität der Fragestellungen am Beispiel von politischer Bildung und Organisation deutlich: Was damals Werkstubenagitation hieß, ist heute Organizing. Der zweite Teil verfolgt das Vorhaben einer empiriegeleiteten Theorieentwicklung. Der aus dem Englischen übersetzte Text von *Melinda Cooper* entwickelt beispielsweise aus einer anarchofeministischen Perspektive eine aktuelle Kritik am Erbrecht und eine Analyse der Autoritarisierung der US-amerikanischen Gesellschaft. Cooper zeigt auf, wie die Rückkehr der privaten Familienunternehmen den US-amerikanischen (und globalen) Kapitalismus von Grund auf verwandelt. Die Welt des Privatkapitalismus und die Familiendynastien werden zu „sichere(n) Räume(n) für die Anti-Woken“ (94), in denen auch Donald Trump aufwuchs. „Für die Sprösslinge des Privatkapitalismus“, so Cooper, „ist es daher selbstverständlich, dass sich die Reproduktion des Reichtums kaum von der Reproduktion der Familie trennen lässt“ (98). Cooper plädiert folgerichtig für eine Abschaffung des Erbrechts. *Sarah Mühl-*

bacher entwickelt eine materialistisch und herrschaftskritisch informierte queere Care-Ethik anhand der Analyse aktueller Rechtskämpfe. Der Text nimmt eine Situierung der Sorgebeziehungen innerhalb heteronormativer und kolonialrassistischer Herrschaftsverhältnisse vor und analysiert die Beharrungskräfte, mit denen Rechtsreformen konfrontiert sind. Schlüssig wird dargestellt, wie „familialistische und nationalstaatliche Organisationsweisen von Sorge“ (134) zu einer Einhegung der Sorge in kleine, exkludierende Einheiten führt, die „nur denjenigen zugute (kommt), die Angehörige einer auf Mitgliedschaft basierenden Gemeinschaft sind – sei es eine Familie oder ein Nationalstaat“ (ebd.).

Im dritten Teil „Sprache, Materie und Commons“ formuliert *Luki Schmitz* überzeugend eine feministisch-materialistische Eigentumskritik anhand des Widerspruchs zwischen Kapital und Körper. Der Text sticht hervor durch die Identifikation der Risse „im Gefäß des Status quo“ (156), womit Schmitz das bürgerlich-kapitalistische Eigentumsversprechen von „*Freiheit*, Wohlstand und einem lebenswerten Leben“ (ebd.; Hervor. i. O.) meint, das an seinem eigenen Ideal aber permanent scheitert, da es nicht allen Menschen gleichermaßen zuteilwird. Schmitz identifiziert in diesen „Rissen und Fugen (...) die Möglichkeit für Neuansätze grundlegender gesellschaftlicher Transformationen. In den Zwischenräumen, der Trauer, dem Leid liegt das Begehren nach der Möglichkeit des Anderen“ (ebd.). Commons werden als Zeugnis dieser Risse identifiziert und als Praktiken, die den kapitalistischen Eigentumslogiken andere Wirtschafts- und Sozialbeziehungen entgegenstellen.

Das Buch schließt mit zwei Gesprächen, die die Relevanz materialistisch-feministischer Perspektiven aufzeigen, aber auch bestehende Divergenzen. *Sarah Speck* plädiert dafür, den Kapitalismus „von der Reproduktion aus“ (173) zu denken, um nicht nur Ausbeutungs- und Unterdrückungsverhältnisse breiter zu fassen, sondern auch Kämpfe um Wohnraum, für ein anderes Naturverhältnis und gegen Gewalt als Teil eines feministischen Projekts zu begreifen; für Speck ein wichtiges Anliegen, um die verschiedenen Modi der Herrschaft anzuerkennen und dem „Hauptwiderspruchsdenken“ (185) zu trotzen. Im zweiten Gespräch mit *Vanessa Wills* werden die historischen Arbeiten Schwarzer Marxist:innen vor dem Hintergrund der aktuellen Stellung der Arbeiter:innenklasse diskutiert. Wills betont die „Grenzen des bourgeois Feminismus“ (196), weil das „bürgerliche Frausein“ (ebd.) an Umstände geknüpft sei, „die eine Unterdrückung und Ausbeutung armer, lohnabhängiger Frauen unvermeidlich machen“ (ebd.). Eine erfolgreiche Arbeiter:innenbewegung dürfe deswegen nicht auf die Fähigkeit der bürgerlichen Institutionen hoffen. Dies ist für uns ein wichtiger Einwand gegen liberale Reformversuche, um die Fugen zu kitten, die sich aus den konstitutiv angelegten Widersprüchen ergeben, und die nicht erfolgreich sein können. Allerdings sollte zugleich die revolutionäre Kraft der „Massenbewegung“ (197) nicht romantisiert und hinterfragt werden, wer als die „Massen“ (ebd.) vorausgesetzt wird.

Der Band ermöglicht produktive Anschlüsse für die Weiterentwicklung materialistischer Feminismen, insbesondere anhand von drei konfliktiven Diskussions-

strängen: Erstens wird die zentrale Rolle der Familie für die Reproduktion der gesellschaftlichen Verhältnisse deutlich, wie Cooper in der „Renaissance des Familienkapitals“ (85) expliziert. Auch Mühlbachers Kritik an der „Naturalisierung des Eltern-Kind-Verhältnisses“ (130) und der „Privatisierung von Sorge“ (132) macht materielle Ausschlüsse sichtbar. An aktuelle Debatten um den Familien-Abolitionismus ist auch mit Kollontai anzuknüpfen, die eine Neuordnung jenseits der „reproduktiven ‚Blutsbande(n)‘“ (40) fordert. Irritierend bleiben jedoch im Buch implizite Annahmen der Familie als heteronormative Einheit. Gerne hätten wir mehr über die weniger bekannten Forderungen und politischen Maßnahmen von Kollontai zu einer „Entstigmatisierung der Homosexualität“ (40) gelesen oder Anknüpfungspunkte an aktuelle trans-queere Kritiken einer binären Geschlechterordnung entdeckt.

Zweitens durchzieht das Konzept der Intersektionalität den Band – als eigener Anspruch oder als Negativfolie. In der Einleitung wird das Konzept der Triple Oppression von Claudia Jones stark gemacht, die zur gleichen Zeit wie Kollontai als Schwarze Sozialistin politisch aktiv war. In der Darstellung der proletarischen Frauenbewegung beschränkt sich die Anwendung der intersektionalen Perspektive aber weitestgehend auf die Verschränkung von Klasse und Geschlecht und Kollontai wird als „eine der Ersten“ (39) bezeichnet, die diese Verschränkung in ihre Theorie und Praxis aufgenommen habe. Doch inwiefern lässt sich das Konzept der Intersektionalität aus dem Kontext des Black Feminism herauslösen? Läuft es dadurch nicht Gefahr, „mehr zu verdecken, als sichtbar zu machen“ (49), was von Engelmann kritisiert wird? Aus materialistischer Perspektive wird zudem die Herstellung von Differenz fokussiert – im Gegensatz zur liberalen Anerkennung von Identitäten, die naturalisiert werden. Eine materialistisch-feministische Perspektive braucht unserer Ansicht nach aber den Blick auf die zweite Seite der Medaille dieser herrschaftsförmigen Differenzierung als Anerkennung der Differenz von Körpern, um eben nicht der Imagination eines spezifisch *weißen*, leistungsfähigen und able-bodied Subjekts verhaftet zu bleiben.

Drittens drängt sich im Band das Verhältnis zwischen sozialen Bewegungen und dem Staat auf. Kollontais Politiken, die teilweise bis heute in Osteuropa spürbar sind, zum Beispiel in der hohen Präsenz von Frauen in den Naturwissenschaften und dem Technologiesektor, zeigen die Bedeutung der institutionellen Ebene auf. Daraus allerdings eine „rechtliche Schocktherapie von oben“ (35) für den Anstoß sozialer Veränderungen abzuleiten, erscheint uns vor dem Hintergrund eines materialistischen Verständnisses des Staates als unterkomplex in der binären Vorstellung von „bottom-up“ und „top-down“. Ein kritisches Verständnis von Gesellschaft impliziert, „Gleichzeitigkeiten und Widersprüche“ (128) auszuhalten und eine „Dialektik der Emanzipation“ (183) zu berücksichtigen, die sich im Ringen um Institutionalisierung verkörpert. Schmitz' Kritik der kapitalistischen Eigentumslogik macht nachvollziehbar, dass es sich bei der Überwindung der Sachherrschaft um eine Transformation der Beziehungsweisen handelt, die ein „kontinuierliches soziales Werden“ (164) einschließt. Der Band bietet wichtige Anknüpfungspunkte,

ausgehend von sozialen Kämpfen, Risse und Fugen zu identifizieren, die durch die gesellschaftlichen Widersprüche immer wieder entstehen. Diese prozessorientierte und reflexive Haltung scheint uns für eine Weiterentwicklung materialistischer Feminismen als wegweisend, um vereinfachten Dichotomisierungen und autoritären Versuchungen zu widerstehen.

Christina Engelmann, Lisa Yashodhara Haller (Hg.), 2024: *Materialistischer Feminismus. Gegenwartsanalysen zu Geschlecht im Kapitalismus*. Frankfurt/M., New York: Campus, 203 S., ISBN 9783593519784.

Sammelrezension: Rechtsextremismus und Homosexualität

JULIANE LANG, MARIE REUSCH

Der bundesdeutsche Rechtsextremismus nach 1945 war neben anderem geprägt durch seine Ablehnung der Frauenemanzipation und die Feindschaft gegenüber allen queeren, nicht-heterosexuellen Lebensweisen. Während sich Frauen – sofern sie den strengen Maßstäben völkischer Bewegungen entsprachen – von Beginn an in extrem rechten Parteien und Bewegungen integrieren ließen und maßgeblich zum Erfolg rechter Parteien beitrugen, galt dies für homosexuelle Männer nur eingeschränkt. Ihre bloße Existenz sorgte immer wieder für sceneinterne Fehden und Kontroversen (z. B. die Debatte um Michael Kühnens 1986 erschienene Flugschrift „Homosexualität und Nationalsozialismus“). Zwei aktuelle Studien nehmen sich der Aufgabe an, die widersprüchliche Gleichzeitigkeit zwischen der Frauen- und Queerfeindlichkeit der extremen Rechten und aktiven Frauen und LGBT-Personen in ihren Reihen am Beispiel der Alternative für Deutschland (AfD) nachzuvollziehen. Beide Studien eint das Interesse, die Bedeutung zu verstehen, die Frauen und LGBT-Personen in einer politischen Formation zukommt, die eine streng heteronormative Ideologie verfolgt. Hierfür bedienen sie sich unterschiedlicher theoretischer, methodologischer und methodischer Zugriffe. *Patrick Wielowiejski* legt mit „Rechtsextremismus und Homosexualität“ eine anspruchsvolle und überzeugende ethnografische Untersuchung vor, für die er von Anfang 2017 bis Anfang 2019 Homosexuelle in der AfD teilnehmend-beobachtend begleitet hat. Im Zentrum seiner Forschung steht die Gruppierung „Alternative Homosexuelle“ (AHO): ein Zusammenschluss schwuler Männer, der – wenngleich keine offizielle Gruppierung der AfD – um die Deutungsmacht rund um Homosexualität in der AfD ringt (122).

Wielowiejski interessiert, wie Homosexuelle in der AfD versuchen, sich selbst als schwule Rechte und Homosexualität als Gegenstand rechter Politik in das politi-